

seit der Renaissance nur wenig veränderten Phänomenologie der gotischen Baukunst; und 4. die These, daß in den genialischen Regelverstößen des gotischen Architekten von Straßburg – analog zu denen Shakespeares – die Grundlagen für eine spezifisch nordische und deutsche Kunst zu finden seien. Was diesem Amalgam noch zu der Sprengkraft fehlte, die es nach 1812/13 entwickelte, waren die Identifikation von Gotik mit wahrer Religion und die politische Interpretation des nationalen Gedankens.

Zunächst allmählich, dann aber, besonders in der Zeit der Kriege gegen Napoleon, immer stärker, verlagerte sich das vor allem am Studium der Römer und Griechen gewachsene neuartige Geschichtsinteresse auch auf die eigene Vergangenheit. Selbst Ruinen wie die des romanischen Klosters von Paulinzella erschienen nun nicht mehr ausschließlich als pittoreske Staffierung der Landschaft: «Wenn die Liebhaberey für das Studium der Alterthümer das forschende Auge auf ferne Gegenden zu heften vermag; so ist es billig, daß wir dabey den ähnlichen Gegenständen, welche uns das Vaterland in der Nähe darbietet, auch einen Seitenblick gönnen. Jene vergegenwärtigen uns die Herrlichkeiten der sinnreichen Griechen- und der mächtigen Römer-Welt; diese sind gleichsam halb verblichene Urkunden, welche auf die dunkle Geschichten unsrer Vorfahren ein dämmerndes Licht werfen, und zugleich das Spiel unserer Fantasie bey der Enträthselung solcher Denkmäler durch das wärmere Interesse, das sie für uns in patriotischer Beziehung haben müssen, beleben. Mit ähnlichen Gedanken trug ich mich kürzlich, als ich zu den Ruinen von Paulinzella, ehemals einer Benediktiner Abtey für Mönche und Nonnen im Rudolstädtschen, gewallfahrtet war. Ihr Anblick erregte mir mehr Vergnügen und Bewunderung, als ich nach der mündlichen Beschreibung einiger Reisenden bereits erwartet hatte; daher ich nichts Undankbares zu unternehmen glaube, wenn ich in öffentlichen Blättern die Aufmerksamkeit des Liebhabers, welchem die Nachbarschaft oder das Reisen Gelegenheit, seine Neugierde angenehm zu befriedigen anbietet, rege zu machen, und einen Überrest des Althertums der Vergessenheit auf neue zu entreissen suche.»¹³

So stand es 1795 in Wielands *«Neuem Teutschen Merkur»*, der seine Leser in einer früheren Nummer auch über den Umgang der französischen Revolutionäre mit den Denkmälern ihrer Vergangenheit und die konservatorischen Kampagnen des Abbé Grégoire unterrichtet hatte.¹⁴

*Johann Wolfgang Goethe: «Von deutscher Baukunst»
(1771/72)*

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: ANNO DOMINI 1318. XVI. KAL. FEBR. OBIT MAGISTER ERVINUS, GUBERNATOR FABRICAE ECCLESIAE ARGENTINENSIS, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, toriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermöchte.

Was brauchst's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was brauchst's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäcker wird's immer schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

[...]

Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladnem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gotisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernstesten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: «Ganz von Zierat erdrückt!» und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese

himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menscheng Geist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größen hab ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zu den Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstren erhabnen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftganz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und gottgleich sprechen kann: es ist gut!

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverständnen Worte gotisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: das ist deutsche Baukunst, da der Italiener sich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Goten schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht dartust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungenen und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganze zusammen schuf.

Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein treffliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, teurer Jüngling, gesell ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schöneheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seien entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönen. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr sein könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauhen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seine Kokos, seine Federn, und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genügt als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des *medii aevi*.

[...] ¹⁵

den Denkmälern ging keine Herausforderung mehr aus. Sätze wie die, die Schinkel während der napoleonischen Besetzung für seine unvollendete Architekturtheorie notierte, wären einem Quast und einem Heidehoff wohl suspekt gewesen: «Die Nationen fallen, denn alles Menschliche dauert seine Zeit, aber sie erheben sich an den Denkmälern der Kunst und Wissenschaft wieder. Diese bleiben ehrwürdig und bleiben Probirsteine.»²¹

Karl Friedrich Schinkel: Memorandum zur Denkmalpflege (1815)

Durch den Auftrag, welchen Ein Hohes Ministerium des Innern an eins der Mitglieder unseres Collegiums ergehen ließ, den baulichen Zustand der ersten Kirche der Reformation zu untersuchen und Vorschläge zur Erhaltung dieses Denkmals einzureichen, ist ein Gegenstand in Anregung gekommen, der seit geraumer Zeit bei uns in Ueberlegung genommen, und den wirksam und vollständig zu bearbeiten, bisher die ungünstigen politischen Verhältnisse gehindert haben: dieser Gegenstand ist: die Erhaltung aller Denkmäler und Alterthümer unseres Landes.

Bisher waren diese Gegenstände als solche, die nicht unmittelbar dem Staate Nutzen schafften, keiner besonderen Behörde zur Verwaltung und Obhut zugeteilt, sondern es wurde von den Regierungen, von der Geistlichkeit, oder von Magisträten und Gutsherren, je nachdem sich eine oder die andere Behörde das Recht darüber anmaßte, zufällig und meistens ohne weitere Rückfrage höheren Orts entschieden, und da es sich leider zu häufig fand, daß in diesen Behörden keine Stimme war, die durch das Gefühl für das Ehrwürdige dieser Gegenstände geleitet wurde und sich hinreichend ausgerüstet fühlte, die Vertheidigung desselben gegen die Stürmenden zu übernehmen, welche so nur durch einen eingebildeten augenblicklichen Vortheil auf den Untergang manches herrlichen Werks hinarbeiteten, so geschah es, daß unser Vaterland von seinem schönsten Schmuck so unendlich viel verlor, was wir bedauern müssen, und wenn jetzt nicht ganz allgemeine und durchgreifende Maßregeln angewendet werden, diesen Gang der Dinge zu hemmen, so werden wir in kurzer Zeit unheimlich, nackt und kahl, wie eine neue Colonie in einem früher nicht bewohnten Lande dastehen.

Es scheint aus diesen Gründen nothwendig, daß eigene Behörden geschaffen werden, denen das Wohl dieser Gegenstände anvertraut wird, und es werden sich in den Gemeinden ohne Zweifel tüchtige Männer genug erbieten, die eine solche Ehrenstelle bei diesen Behörden mit Freuden und mit demselben guten Geiste übernehmen, wie andere die Verwaltung des Gemeinguts in den städtischen Verfassungen. Schutzdeputationen, aus verschiedenen Ständen zusammengesetzt, würden also diese Behörden sein; daß die Mitglieder aus verschiedenen Ständen seien, ist unerläßlich, indem die Erfahrung bewährt hat, daß z. B. die Geistlichen allein, denen der größte und wichtigste Theil unserer Denkmäler bisher anvertraut war, nicht imstande waren, sie zu schützen; ja

häufig war es sogar der Fall, daß, da ihre alleinige Entscheidung hinreichend war, dieselbe, durch eine niedrige Gewinnsucht geleitet, für einen armseligen finanziellen Vortheil der Kirche, Schätze fortgegeben wurden, um die das Vaterland ewig trauern wird. Es ist hier zum Belag unter so vielen Thatsachen nur die eine vorzuführen, daß die ganze eine Seite der köstlich gemalten Glasfenster im Kölner Dom an einen Engländer verkauft wurde, welcher außerdem, daß er die Fenster mit weißem Glase neu verglasen ließ, wodurch nebenbei einem Glasermeister, welcher aus mancherlei verdächtigen Gründen die Protection eines der obersten Geistlichen genoß, ein Vortheil entsprang, noch der Kirche ein kleines Capital versicherte.

Die Schutzdeputationen würden vielleicht zusammengesetzt sein können aus einem Geistlichen oder einem Schulmann von Kenntnissen, einem Bürger, der vielleicht Kirchenvorsteher zugleich ist, einer Magistratsperson. Ist ein Baumeister oder sonst ein Künstler am Orte, so werden diese besonders geeignet sein, in die Schutzdeputation zu treten. Die Schutzdeputationen würden unter den Regierungen stehen, und in jeder Regierung wären die Angelegenheiten derselben ganz besonders wieder etwa zweien Räten als Ressort zugeheilt, und in den meisten Fällen wären der Geistliche- und der Baurath die qualificirtesten hierzu. Es wäre jedoch in der Instruction sowohl für die Schutzdeputationen als für die Regierungen und besonders ihre hierin beschäftigten Räte ganz ausdrücklich zu bestimmen, daß kein Schritt ohne genaue Anzeige und Rückfrage höheren Orts gethan werde.

Um nun zunächst erst zur Kenntniß des vorhandenen zu kommen, würde, nachdem die Organisation der nöthigen Schutzdeputationen vollendet ist, deren erstes Geschäft sein: Verzeichnisse alles dessen anzufertigen, was sich in ihrem Bezirk vorfindet, und diese Verzeichnisse mit einem Gutachten über den Zustand der Gegenstände und über die Art, wie man sie erhalten könne, zu begleiten. In diesen Verzeichnissen würden etwa folgende Gegenstände aufgeführt:

Bauwerke, sowohl in vollkommen erhaltenem Zustande, als in Ruinen liegend, von allen Gattungen, als Kirchen, Capellen, Kreuzgänge und Klostergebäude, Schlösser, einzelne Wahrten, Thore, Stadtmauern, Denksäulen, öffentliche Brunnen, Grabmale, Rathhäuser, Hallen usw.

Bildhauerarbeiten aller Art im Innern und im Aeußern der Gebäude, mit ihnen zusammenhängend, oder nur noch einzeln anderweitig aufbewahrt, oder in vergessenen Winkeln verborgen; dergleichen würden etwa bestehen in Bildsäulen und Basreliefs aller Art aus Gold, Silber, Stein, Bronze, Holz und Eisen, Baldachinen oder Tabernakeln, Leuchtern und Ampeln, Grabmälern und Sarkophagen, Taufbecken, Chorstühle, Kanzeln, Throne, Inschrifttafeln, Wappen und Waffen, einzelnen architektonischen Verzierungen, einzelnen Säulen, Gitterwerken von Metall um Chöre und Grabmale, Altäre usw.

Bilder aller Art im Innern und Aeußern der Gebäude, auf der Wand al fresco oder auf Holz, Leinwand und Kupferplatten, Glasmalereien in den Fenstern noch befindlich oder anderweitig aufbewahrt, Mosaiken im Innern und Aeußern der Gebäude usw.

Damit diese Verzeichnisse nicht zu groß werden, kann man den Grundsatz

dabei annehmen, daß solche Gegenstände, von denen es außer allem Zweifel ist, daß sie ihre ganze Existenz nach der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts datiren, nicht aufgenommen werden dürfen; wohl aber muß im ungewissen Falle Anzeige gemacht werden. Theils sind diese Gegenstände ohnehin mehr erhalten als die früheren, und weil sie neuer sind der Beachtung des gemeinen Mannes noch mehr gewürdigt, theils sind sie in Hinsicht des geschichtlichen und Kunstinteresses den früheren weit untergeordnet.

Nachdem man durch diese Verzeichnisse eine Uebersicht erlangt, ließe sich nun ein Plan machen, wie diese Monumente gehalten werden könnten, um dem Volke anzusprechen, nationale Bildung und Interesse an das frühere Schicksal des Vaterlandes zu befördern.

Es würde hierbei in keiner Art der Grundsatz Anwendung finden dürfen, nach welchem die Franzosen verfahren haben, alles einigermaßen wichtige von seiner Stätte fort in das Große Museum der Hauptstadt zu schleppen; außerdem, daß dieses Verfahren eine Herabwürdigung ganzer Bezirke, Städte und Ortschaften andeutet, die sich ehemals des Besitzes ehrwürdiger Andenken ihrer früheren Geschichte erfreuten, durch deren Anblick insonderheit bei jungen Gemüthern so viel Herrliches angeregt wird, so verlieren diese Gegenstände durch die Veränderung ihres ursprünglichen Ortes einen großen Theil ihrer Bedeutung in der fremden Umgebung, und es ist so häufig gefühlt worden, wie sehr das einzelne Werk an Wirkung verliert in dem Uebermaß von Wirkungen einer zu großen Sammlung.

Jedem Bezirk müßte das Eigenthum dieser Art als ein ewiges Heiligthum verbleiben; jedoch müßten diese mannigfaltigen Gegenstände, welche zum Theil durch die Schicksale der Zeit ungenießbar, sehr häufig ganz unkenntlich für das Volk geworden und deshalb bis jetzt für dasselbe beinahe verloren waren, demselben in einer erneuerten Gestalt, als ein Geschenk vom Staate wiedergegeben werden. Dies würde nun vorzüglich dadurch zu erreichen sein, daß diese verlorenen Schätze wieder an das Licht gezogen würden, daß Anstalten getroffen würden, sie auf eine geschickte Weise, so weit es bei diesem sehr schwierigen und für den Werth der Sachen selbst gefährlichen Geschäft möglich ist, wieder in ihren alten Glanz herzustellen, und dann sämtliche Schätze würdig aufzubewahren in einem schönen und bequemen Raume, wo sie genießbar, erbauend und belehrend für das Volk werden können. Schon um der Aufsicht willen wird es in diesem Sinne zweckmäßig werden, wenn die gesamten Kunstschatze eines Ortes (mit Ausnahme derer, die noch bis auf den heutigen Tag ihren bestimmten, gewürdigten Platz haben, als z. B. Altarbilder eines noch gebrauchten Altars) in einer Sammlung vereinigt werden können, wo sie in einer schönen Ordnung aufgestellt, vielleicht auch mit einigen erklärenden Notizen versehen, dem Kunstliebenden, jedoch unter Aufsicht, gezeigt würden. Die Nebenhalle mancher schönen alten Kirche, mancher schöne Raum in einem Klostergebäude und einem alten Schlosse würde für diesen Zweck sehr anwendbar sein, und es könnten hierüber schon vorläufig von den Schutzdeputationen Vorschläge eingeholt werden; die Entscheidung hierüber bliebe dann ausgesetzt, bis einmal ein Rath in dieser Angelegenheit ganz ausschließlich das ganze Land bereiset und nach Berathschlagung und Besichti-

gung an Ort und Stelle im Geiste der hier aufgestellten Principien die Wahl trifft. Es würde bei dieser Gelegenheit vielleicht manches halb verwüstete Gebäude von entschiedenem geschichtlichen oder Kunstwerthe eine vollkommene Wiederherstellung im Geiste der alten Zeit wiederfinden dürfen, indem man dasselbe für die Aufbewahrung dieser Schätze bestimmte, und so zu gleicher Zeit mit dem höheren Zweck der Erhaltung auch den Nutzen auf die würdigste Weise gewönne.

Eine auf diese Weise durch das ganze Vaterland eingeleitete und vollständig zur Ausführung gebrachte Würdigung unserer Nationalschatze wäre vielleicht das schönste Denkmal, welches sich die jetzige Zeit selbst setzen könnte, besonders wenn man noch danach trachtete, mit diesem Unternehmen in Verbindung die Kunstschulen in der Provinz zu organisieren, die nicht allein aus diesen Instituten belehrt werden würden, sondern in denen zugleich ein so schöner Geist erzeugt werden würde, daß durch sie wieder, umgekehrt, für die Vervollkommenung des Instituts gewirkt werden könnte. Bei der Ausdehnung dieser Anstalten möchte es sehr bald ein leichtes werden, die Sammlungen der Kunstschatze der verschiedenen Orte zu vermehren und für das Studium der Kunstschulen interessanter zu machen durch Abgüsse oder sonstige Vervielfältigung der besten Werke anderer Sammlungen, sowie es überhaupt zweckmäßig sein dürfte, auf diese Weise von den Hauptwerken aller unserer Kunstschatze etwa Copien, Abgüsse und dergleichen in einer großen Sammlung der Hauptstadt aufzunehmen, wodurch die schönste Uebersicht, des vorhandenen gewonnen, ja selbst eine Art von Controle in vielen Fällen geführt werden kann.

Die Vorsteher und Lehrer dieser neu zu errichtenden Kunstschulen würden ebenfalls sehr geeignet sein, Mitglieder der Schutzdeputationen abzugeben, wodurch noch der große Vortheil entsteht, daß die Zöglinge für die Sache gewonnen werden, und man sich des guten Geistes einer künftigen Generation versichert halten kann. Außerdem wird es gewiß von großer Wichtigkeit sein, daß bei Wiedereinrichtung von solchen Instituten, als etwa das Domcapitel zu Köln, die Besetzung der Stellen nicht lediglich durch Geburt bestimmt würde, sondern daß auch eine höhere Bildung, ganz besonders auch in künstlerischer Art, den Weg dahin bahnte, damit die Obhut, welche einem solchen Verein über ein so hohes Wahrzeichen des Vaterlandes anvertraut wird, würdig gehandhabt werde. Noch die allerneueste Zeit hat es gezeigt, wie bedauernswerth ein Mangel dieser Bildung bei einem solchen Institute ist.»²²

*Karl Friedrich Schinkel: Protest gegen die Veränderung
eines Baus von Schlüter (1815)*

Der königl. Pontonhof Unter den Linden, ein zwar nicht großes aber sehr interessantes Monument unseres nicht hoch genug zu schätzenden Schlüter, auf den das nördliche Deutschland stolzer sein kann, als Italien auf den Michel Angelo, dies Gebäude ist ohne die mindeste Anzeige durch den Befehl eines

chen möchten, dem Kunst-Schaffen der Gegenwart wie der Zukunft zugute kommen wird.

«Am guten Alten in Treuen halten,
Am kräftigen Neuen sich stärken und freuen,
Wird niemand gereuen.»

so lautet ein bekanntes Wort Emanuel Geibels, das der Dichter in das Stammbuch des Lübecker Schifferhauses geschrieben hat. Um das kräftige Neue hat's keine Noth, es sorgt für sich und bricht sich selbst Bahn. Das gute Alte aber, das uns die Väter überliefert haben, bedarf der steten liebevollen und sorgfältigen Pflege. Sie zu üben ist unsere Aufgabe: Sorge zu tragen, daß der vaterländische Sinn sich auch auf die Erhaltung der alten heimischen Denkmäler erstrecke, auf daß der Born nicht versiege, aus dem die Kunst eines Volkes schöpfen muß, weil sie sich ihre Jugendfrische, ihre bodenwüchsige Kraft und damit ihren erziehlischen Werth zum Nutzen des Vaterlandes dauernd bewahren.²²

Georg Dehio: «Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden?»
(1901)

Es werden für das Heidelberger Schloß umfangreiche bauliche Veränderungen geplant. Wer kann die Nachricht hören ohne Erregung? In dies wunderbare Ganze, aus Vergänglichkeit und Ewigkeit, aus Kunst, Natur und Geschichte zu einem Eindruck zusammengewoben, wie ihn niemals menschlicher Verstand allein, auch nicht des größten Künstlers, hätte hervorrufen können, will man gewaltsam eingreifen – will es verbessern! Also wieder einmal ist der *vandalisme restaurateur*, wie die Franzosen das Ding treffend nennen, auf dem Kriegspfad, und welch edelste Beute hat er sich ausgewählt.

Bekämpfen wir indessen unser in Wallung geratendes Blut und suchen in Ruhe uns klarzumachen, worum es sich handelt.

Von vornherein versteht es sich von selbst, daß die Heidelberger Schloßruine, wenn man sie sich selbst überläßt, nicht in alle Zeiten unverändert in ihrem jetzigen Zustande verharren kann: unwiderstehlich, wenn auch langsam, werden die Elemente an ihrer Auflösung arbeiten; das ist ein Schicksal, dem ein jedes Bauwerk, eigentlich schon vom Momente seiner Vollendung an, entgegengeht. Die oberste Aufsichtsbehörde, das Großherzoglich Badische Finanzministerium, hat deshalb seine volle Schuldigkeit getan, als es sich an die Bauverständigen mit der Frage wendete: «Was hat zu geschehen, um das Heidelberger Schloß vor weiterem Verfall zu schützen und vornehmlich seine künstlerisch wertvollen Teile möglichst lange zu erhalten?»

Das erste war, im Jahre 1883, die Einsetzung eines Baubureaus zur technischen Untersuchung des tatsächlichen Bestandes. Auf Grund der hieraus gewonnenen Einsicht haben zwei große Kommissionen, die eine im Jahre 1891, die andere im Jahre 1901, auf die obige Frage Antwort gegeben. Die erste – in ihr waren außer den dem Lande Baden angehörenden Sachverständigen wie

Durm, Lübke usw. die urteilsfähigsten Männer Deutschlands vertreten: Essenwein aus Nürnberg, Egle aus Stuttgart, Thiersch aus München, Wagner aus Darmstadt, Raschdorff aus Berlin – stellte einstimmig einen in sieben Sätzen gegliederten Beschluß auf, dessen Quintessenz war: Abweisung jedes Gedankens an Wiederherstellung heute nicht mehr vorhandener Teile, allein Erhaltung des Bestehenden. Dieses Votum wurde allgemein beifällig angenommen, ebenso in dem großen Kreise der Gebildeten wie in dem engeren der Fachleute. So z. B. verwies auf der Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieurvereine des Jahres 1896 Steinbrecht, der hochgeschätzte Restaurator der Marienburg, auf das Heidelberger Schloß als auf ein typisches Beispiel für jene Fälle, in denen eine über die Erhaltungsarbeiten hinausgehende Restauration nicht statthaft sei. Warum nun ist in diesem Herbst eine neue Kommission berufen worden? Sind neue Tatsachen bekannt geworden, welche eine Revision des Votums von 1891 nötig machten? Keineswegs – das Neue, das eingetreten ist, liegt nicht im Kreise der Sachen, sondern in dem der Personen. Die treibende Kraft der neuen Projekte war der neue, um die Mitte der 90er Jahre als Lehrer an die Technische Hochschule in Karlsruhe berufene Architekt, Oberbaurat Schäfer. Derselbe übernahm die Ausbesserung des Friedrichsbaues, des einzigen Gebäudes in der Heidelberger Schloßgruppe, das nicht als Ruine auf uns gekommen ist. Die Kommission, der er selbst angehörte, gab ihm als Richtschnur, den altertümlichen Charakter des Bauwerks durchaus zu schonen. In welchem Maße er seinen Auftrag überschritten hat, ist bekannt. Wie es dabei geschehen konnte, daß die bisher verantwortliche Instanz, das ist die badische Oberbaubehörde, von jeder Mitwirkung und Kritik ausgeschlossen wurde, braucht uns als eine interne Angelegenheit nicht zu beschäftigen. Inzwischen ist Herrn Schäfer, dessen künstlerische Begabung ebenso allgemein anerkannt wird wie seine Tatkraft, beim Essen der Appetit gewachsen. Er will den Otto-Heinrichsbau (der bekanntlich in ganz anderem Sinn und Maß als der Friedrichsbau Ruine ist) so wiederherstellen, wie er, Schäfer, glaubt, daß er gewesen ist. Sein Projekt zu begutachten, war der Anlaß zur Berufung der zweiten großen Kommission. Ihr gehörten von den Mitgliedern der ersten von 1891 nur ganz wenige an, und ihr Ergebnis war ein Zwiespalt. Die Architekten G. v. Seidl (München) und Oberbaurat Kircher (Karlsruhe) sowie die Kunsthistoriker Thode (Heidelberg) und v. Oechelhäuser (Karlsruhe) erneuerten das Votum von 1891; eine andere Partei, diese nur aus Architekten bestehend, trat auf die Seite Schäfers, der, wie behauptet wird, mit Zuversicht darauf rechnet, an höchster Stelle mit seinem Plane durchzudringen.

An einem Denkmal von der Art und Bedeutung des Heidelberger Schlosses ist, wie man sich wohl ausdrücken darf, das ganze deutsche Volk ideeller Mitbesitzer. Es ist nicht anzunehmen, daß die letzte Entscheidung im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung erfolgen könnte. Pflicht der öffentlichen Meinung ist es um so mehr, sich über die geplante Maßregel ein Urteil zu bilden. Sie kann es. Denn in allen wichtigen Punkten kommt es hier nicht auf eine Geheimwissenschaft an; sie sind allgemein verständlich.

Wie zu erwarten war, wird nun allerdings das Recht auf eine Meinung von

einem sehr kleinen Kreise für sich allein in Anspruch genommen. Es sind die Architekten, wenigstens die um Schäfer gruppierten, die als die einzigen wahren Sachverständigen gelten wollen. Der Gegensatz zwischen Architekten und Kunstgelehrten pflegt bedauerlicherweise bei ähnlichen Anlässen immer wieder aufzutauchen. Es ist deshalb keine müßige Abschweifung, zu untersuchen, wie weit er innerlich berechtigt sei. Was ist denn ein Architekt? und in welchem Verhältnis steht er qua Architekt zu den Denkmälern der Vergangenheit? Ein Architekt ist teils Techniker, ein Mann der angewandten Mathematik und Physik, teils Künstler, Organ der schaffenden Phantasie. Zu den Kunstwerken der Vergangenheit kann er sich aber nur als Forschender, Nachführender, nicht als Schaffender verhalten. Von dem Augenblick, in dem er in dieses Verhältnis eintritt, wird er – mag er es anerkennen oder nicht – seiner Aufgabe nach zum Kunstgelehrten, und was er auf diesem Boden denkt, spricht oder tut, kann nur nach dem allgemeinen Maße der Kunstwissenschaft gemessen werden. Der so oft behauptete Gegensatz ist also theoretisch gar nicht vorhanden. Praktisch tritt er dennoch hervor in dem andern Augenblicke, wo der Architekt berufen wird, an ein historisches Kunstdenkmal irgendwie die Hand zu legen, um zu erhalten oder zu ergänzen oder wiederherzustellen. In dieser Lage wird es erfahrungsmäßig sehr vielen Architekten unmöglich, in ihrem Geiste die wissenschaftliche Funktion und die künstlerische Funktion auseinanderzuhalten. Was sie als Künstler im Geiste schauen, wird ihnen zur historischen Gewißheit; eine psychologisch ganz begreifliche Verwechslung, aber für das Denkmal eine akute Gefahr. Als im «historisch» gesinnten 19. Jahrhundert ein Pietätsverhältnis zu den Resten der Vergangenheit erwachte, glaubte man, diesen etwas Gutes zu erweisen, wenn man sie auf diejenige Gestalt zurückführte, die man sich als die ursprüngliche dachte. Aber der feinere historische Sinn konnte dabei keine Befriedigung finden: es hieß, den historischen Verlauf rückwärts korrigieren, und zwar auf fast immer unsicherer Basis. Nach langen Erfahrungen und schweren Mißgriffen ist die Denkmalspflege nun zu dem Grundsatz gelangt, den sie nie mehr verlassen kann: erhalten und nur erhalten! ergänzen erst dann, wenn die Erhaltung materiell unmöglich geworden ist; Untergegangenes wiederherstellen nur unter ganz bestimmten, beschränkten Bedingungen. Ein Architekt, der unter diesen allein zulässigen Voraussetzungen eine Restauration übernimmt, muß wissen, daß es ein entsagungsvolles, durchaus unfreies Geschäft ist. Allein archäologisches und technisches Wissen, nicht künstlerisches Können kommt dabei in Betracht. Es gab und gibt immer Architekten, Gott sei Dank, die diese Selbstbeschränkung geübt und sich damit großen Dank verdient haben; es gibt aber auch – andere.

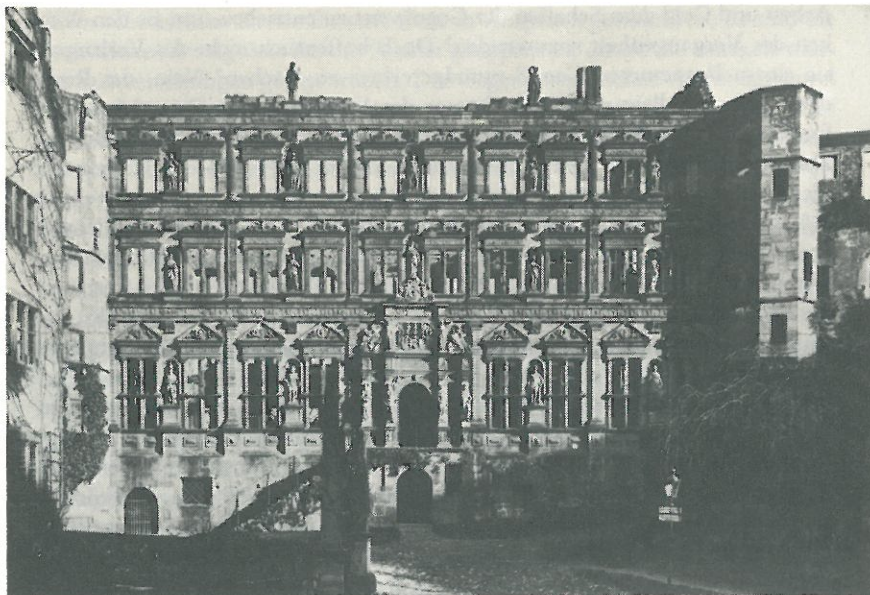
Ja, leider recht viel andere! Es will uns sogar scheinen, als hätte zurzeit eine Strömung wieder Oberwasser gewonnen, die eine beklagenswerte Rückständigkeit der Grundsätze sich zum Verdienst anrechnet. Statuen ergänzen, Bilder übermalen war in früheren Jahrhunderten allgemeiner Brauch. Heute wird er verurteilt. Der Venus von Milo ihre Arme wiederzugeben oder Leonardos Abendmahl mit einer frischen Farbendecke zu überziehen, gilt für eine heute unmöglich gewordene Barbarei. Nur gewisse Architekten glauben dergleichen noch täglich verüben zu dürfen. Was berechtigt uns denn, so viel Zeit,

Arbeit und Geld dem Schaffen der Gegenwart zu entziehen, um sie den Werken der Vergangenheit zuzuwenden? Doch hoffentlich nicht das Verlangen, sie einem bequemeren Genuß mundgerechter zu machen? Nein, das Recht dazu gibt uns allein die Ehrfurcht vor der Vergangenheit. Zu solcher Ehrfurcht gehört auch, daß wir uns in unsere Verluste schicken. Den Raub der Zeit durch Trugbilder ersetzen zu wollen, ist das Gegenteil von historischer Pietät. Wir wollen unsere Ehre darin suchen, die Schätze der Vergangenheit möglichst unverkürzt der Zukunft zu überliefern, nicht, ihnen den Stempel irgendeiner heutigen, dem Irrtum unterworfenen Deutung aufzudrücken. Wenn archäologisch gerichtete Architekten ihr Nachdenken auf Restaurationszeichnungen wenden, so sind wir ihnen dankbar dafür. Ausgeführt bedeuten sie eine Vergewaltigung, eine Barbarei trübseligster Art: Gelehrsamkeitsbarbarei.

Sehen wir nun zu, was Schäfer mit dem Heidelberger Schloß im Sinne hat. Er will hier nicht Denkmalspflege in dem oben definierten Sinne, sondern Denkmalserneuerung betreiben. Das Objekt, auf das er hinstrebt, ist der Otto-Heinrichsbau; vielleicht aber wird es ihm aus taktischen Gründen zweckmäßig erscheinen, vorher noch den sogenannten gläsernen Saalbau in Angriff zu nehmen, jenen Frührenaissancebau in der Ecke zwischen Friedrichsbau und Otto-Heinrichsbau. Es wäre damit das A gesprochen, auf welches zwangsmäßig das B folgen müßte. Der Entwurf für den Otto-Heinrichsbau ist noch nicht veröffentlicht. Von seinen Grundzügen kann man sich aber ein vollkommen deutliches Bild machen nach der Restaurationszeichnung von Koch und Seitz, der sich Schäfer nach Aussage seines Freundes Seitz im wesentlichen anschließt. Der Ausbau des Innern, der selbstverständlich eine fast ganz freie Schöpfung Schäfers werden müßte, braucht uns nicht zu beschäftigen; es wäre eine zwar zwecklose und kostspielige, aber sonst unschädliche Stilübung; uns interessiert als seinen Folgen nach wichtigstes die Umgestaltung der Außenansicht. Für sie projiziert Schäfer einen kolossalen, die ganze Fassade einnehmenden Zwillingsgiebel und dahinter ein entsprechend kolossales Dach. Dieser Aufbau würde vom Sockel ab die Höhe des Gebäudes beinahe verdoppeln. Also vollständige Verschiebung der Proportionen, eine total veränderte Bedeutung und Wirkung der ganzen Fassade.

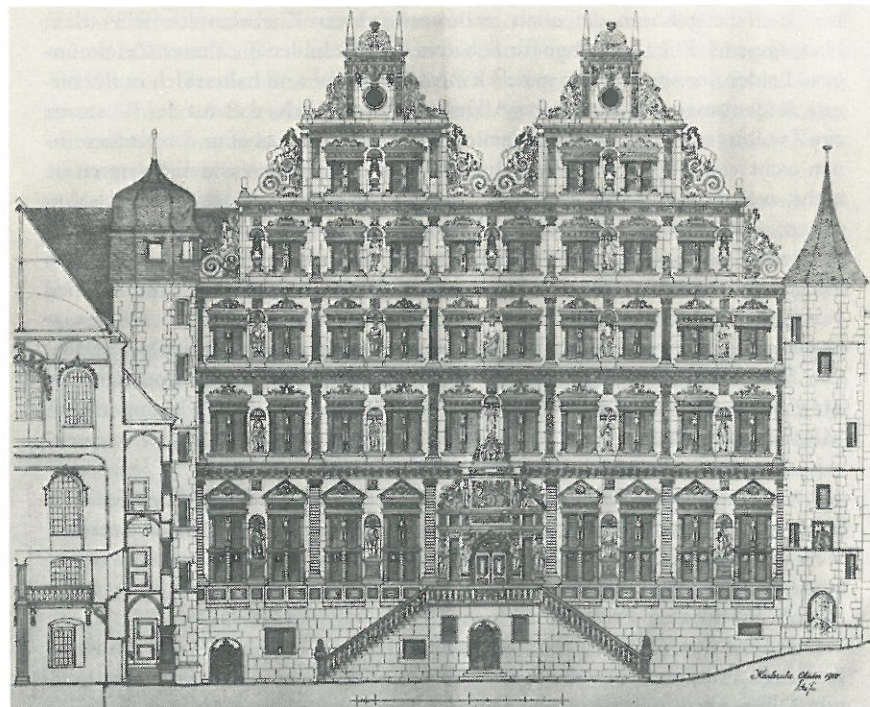
Die Freunde des Schäferschen Projekts empfehlen es aus zwei Gründen: 1. es sei das technische beste Mittel zur Erhaltung des Bestehenden; 2. es sei an und für sich von großartiger «Originalität und Schönheit». Lassen wir unsere Verwunderung über das zweite Argument vorläufig beiseite und wenden uns zum ersten, das gewiß Anspruch erheben darf, ernstlich geprüft zu werden.

Bei mäßigem Nachdenken drängen sich schon dem Laien einige ungläubige Fragen auf. Wenn die bestehende Fassadenmauer zu mürbe ist, um sich selbst zu halten, wie sollen die großen schweren Giebel, die Schäfer über ihr aufrichten will, ihre Standfestigkeit erhöhen? Und wie soll das Dach, das nirgends überhängen wird, ein Mittel sein, die aus dem Mauergrunde vortretenden plastischen Gliederungen vor Verwitterung schützen? Weiter: werden nicht die neu aufzubauenden Giebel mit dem die sichtlichen Spuren des Alters tragenden Unterbau in einen ästhetisch unerträglichen Zwiespalt geraten? Die



Heidelberger Schloß, Ottheinrichsbau, 1689 zerstört

notwendige Folge wird dann sein, daß Schäfer, der schon an dem relativ gut erhaltenen Friedrichsbau ein Drittel aller Steine ausgewechselt hat, in noch viel größerem Umfange hier am Otto-Heinrichsbau die sichtbare Oberhaut des Baukörpers erneuern muß. Das heißt: der Otto-Heinrichsbau, der ist, wird verschwinden, und an seine Stelle wird teils eine Kopie, teils ein Neubau treten. Das sind Erwägungen, die, wie gesagt, schon dem Laienverstande sich aufdrängen und von den Verteidigern des Schäferschen Projektes auch nicht widerlegt sind. Hören wir nun die Techniker. Fritz Seitz, der von 1883 ab die Untersuchung geführt hat, resumierte in seinem, auch durch den Druck veröffentlichten Gutachten von 1891: «Fundament vorzüglich; Geschoßmauerwerk der Ost- und Süd- und Westfassaden, abgesehen von den obersten Teilen, gut; Mauerstärke groß; Hoffassade übersteht im ganzen unbedeutend; Senkungen nirgends bemerkbar.» Durch die große Kommission desselben Jahres wurde sein Urteil bestätigt. Der bei der damaligen Untersuchung nicht beteiligte, zu der diesjährigen Kommission hinzugezogene Architekt Gabriel Seidl (Erbauer des neuen Münchener Nationalmuseums) wiederholte es. Ebenso in freiwilligen Äußerungen Oberbaudirektor Dr. Durm und Oberbaurat Dr. Warth. Der letztere verneint in längerer Auseinandersetzung aufs bestimmteste, daß die Ausführung eines Daches Vorteile für die Erhaltung bringen würde, die sich nicht auch mit anderen technischen Mitteln erreichen ließen. «Bei dem geplanten Ausbau werden die Verhältnisse nicht günstiger werden, denn die Fassade des Otto-Heinrichsbau erhält durch das Dach keinen Schutz gegen die Witterungseinflüsse, sie wird in ihrer Ausdehnung nur vergrößert durch die gewal-

Erster Rekonstruktionsvorschlag für den Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses.
C. Schäfer, 1900

tigen, die Dachflächen überragenden Doppelgiebel, die in erhöhtem Maße der Verwitterung und dem Verfall preisgegeben sind. Der einzige Erfolg wird darin bestehen, daß sich die Unterhaltungskosten der neuen Fassade verdoppeln.» Genug, die überwiegende Majorität der Techniker ist überzeugt, daß die Erhaltung der Ruine ohne augenfällige Änderung der äußeren Erscheinung auf Jahrhunderte verbürgt werden kann. Und sollte in ferner Zukunft der Augenblick eintreten, wo das nicht mehr möglich wäre, so ist durch genaueste Zeichnungen und Messungen schon jetzt vorgesorgt, daß ein Ersatzbau, wenn man ihn dann haben will, eintreten kann. Eine Gefahr für den Bestand des Heidelberger Schlosses, außer der durch Karl Schäfer ihm drohenden, ist heute nicht vorhanden.

Es erübrigt, das Schäfersche Projekt auf seine archäologischen Wert zu prüfen. Da das Gebäude selbst für die Restauration keine Anhaltspunkte gibt, muß man die in ziemlicher Zahl erhaltenen alten Ansichten um Auskunft fragen (vgl. deren Publikation durch Zangemeister in den Mitteilungen des Schloßvereins Bd. I). Dieselben zerfallen in zwei Gruppen: solche, die vor, und solche, die nach dem Brande im Dreißigjährigen Kriege aufgenommen sind. Es wird daraus ersichtlich, daß die nach dieser Katastrophe vorgenommene Restauration der Dachregion eine wesentliche veränderte Gestalt gege-

ben hat; ihr gehören die noch jetzt vorhandenen Giebelansätze über dem Hauptgesims. Die Grundlage für Schäfers Projekt bilden die älteren Zeichnungen. Leider nur sind sie von ganz kleinem Maßstabe und halten sich in flüchtigen Andeutungen; mehr als das Allgemeinste, nämlich, daß auf der Westseite ein Zwillingsgiebel, auf der Ostseite zwei getrennte Giebel und zwischen ihnen rechtwinkelig zur Fassade stehende Dächer vorhanden waren, verraten sie nicht; wer danach bauen will, muß seiner Phantasie einen großen Spielraum geben, was denn auch Schäfer reichlichst getan hat. Das ist aber noch nicht das schwerste Bedenken. Es sind nämlich die ältesten der in Frage stehenden Zeugnisse nicht älter als das Ende des 16. Jahrhunderts; durch nichts wird verbürgt, daß sie die unveränderte erste Bauidee wiedergeben. Der Bau war begonnen 1556, vollendet 1563. Der Pfalzgraf war schon vorher gestorben. Die Bauleitung scheint gewechselt zu haben. Vollends für die Epochen von 1563 bis zum Ende des Jahrhunderts liegt für etwaige Veränderungen jede Möglichkeit offen.

[...]

Archäologisch liegt also der Fall so: das Versprechen, den Otto-Heinrichsbau so wieder herzustellen, wie er gewesen ist, kann nicht eingelöst werden, weil niemand, auch nicht Karl Schäfer, mit Sicherheit angeben kann, wie er ausgesehen hat. Das relativ Wahrscheinlichere ist, daß er anders ausgesehen hat, als auf Schäfers Projekt.

Den Rest der Kritik besorgt wirksamst das Lob der Gesinnungsgenossen. Architekt Fritz Seitz rühmt die «Originalität» des Entwurfes. Architekt Ludwig Dihm protestiert dagegen, daß man darin eine bloße Kopie sehen wolle; nein, «es handelt sich um eine ganz hervorragende selbständige Kunstleistung im Geiste der Alten. Schäfers Wiederaufbau wird eine Tat ersten Ranges werden.» Das ist so deutlich gesprochen, als wir Antirestauratoren es nur irgend wünschen können. Im Namen der Denkmalerhaltung wird Schäfer ans Werk gerufen, – und das Ende ist, daß das Denkmal verschwinden soll, um der «selbständigen Tat» Schäfers Platz zu machen. Im übrigen vergesse man nicht, ein wie bedingter Wert derselben auch im günstigsten Falle nur zukommen kann. Es steht damit nicht anders, als wie wenn ein geschickter Philolog zu einem fragmentierten alten Gedicht das fehlende Stück nach ungefährer Inhaltsüberlieferung hinzudichtet. Es kann dabei ein amüsanter Virtuosenstück entstehen, niemals echte Kunst. Die Philologendichtung aber braucht niemand zu lesen, und sie alteriert nicht den Eindruck der echten Teile; Schäfers Rekonstruktion – ich muß es wiederholen – würde den künstlerischen Charakter des Otto-Heinrichsbaus innerlichst umwandeln.

Wir haben bis dahin das Gebäude für sich allein betrachtet. Nun aber denke man sich, welchen Eindruck der funkelneue Schäfersche Ersatz-Otto-Heinrichsbau im ganzen der Schloßruine machen wird! Er wird als eine schreiende Dissonanz dastehen. Er und die ihn umgebenden Ruinen werden sich wechselseitig unmöglich machen. Es wäre dasselbe, wie wenn man auf der Akropolis von Athen einen einzelnen Tempel wiederaufbauen und alles übrige liegen lassen wollte, wie es ist. Wer hier höhnisch von «Sentimentalität» und «Romantik» spricht, beweist nur seinen gänzlichen Mangel an ästhetischem

Takt. Daß Altes auch alt erscheinen soll mit allen Spuren des Erlebten, und wären es Runzeln, Risse und Wunden, ist ein psychologisch tief begründetes Verlangen. Der ästhetische Wert des Heidelberger Schlosses liegt nicht in erster Linie in dieser oder jener Einzelheit, er liegt in dem unvergleichlichen, über alles, was man mit bloß architektonischen Mitteln erreichen könnte, weit hinausgehenden Stimmungsakkord des Ganzen.

Verlust und Gewinn im Falle fortgesetzter Verschäferung des Schlosses lassen sich deutlich übersehen. Verlieren würden wir das Echte und gewinnen die Imitation; verlieren das historisch Gewordene und gewinnen das zeitlos Willkürliche; verlieren die Ruine, die altersgraue und doch so lebendig zu uns sprechende, und gewinnen ein Ding, das weder alt noch neu ist, eine tote akademische Abstraktion. Zwischen diesen beiden wird man sich zu entscheiden haben.

Wir haben Grund zu hoffen, daß die «schicksalskundige Burg» auch die neueste, seltsamste Gefahr noch überstehen wird. Wer dies Blatt in die Hand bekommt, soll sich aber klar machen, daß die Gefahr keine vereinzelte ist. Möchte doch das vertrauensvolle Publikum es endlich bemerken, daß der Sache nach Ähnliches, mag es auch in kleinerem Maßstabe sein, fortwährend bei uns geschieht. Das bedrohte Heidelberg liegt überall.²³

Theodor Fischer: «Über das Restaurieren» (1902)

Die Zeit, wo in Deutschland kein unrestauriertes Bauwerk von künstlerischer Bedeutung zu finden sein wird, ist nicht mehr fern. Vor siebzig Jahren etwa fing's an: Dome, Kirchen und Schlösser begann man stilrein zu machen in eiferndem Zorn über die vermeintliche Verzopfung, und die Wellen, die dieser romantische Wind aufgeregt hat, breiteten sich dann aus in immer weiteren Bogen bis zu den fernsten Dörfern. Nun plätschern sie Gemeindevorständen und Pfarrherren um die Ohren, daß diese nicht anders können, als Gelder sammeln, um ihr Rathaus, ihren Torturm oder das Kirchlein «stilgerecht wiederherzustellen». Am anderen Ende steht ein guter Teil der Künstler händeringend und staunend, wie aus gutem Willen so viel Uebles entstehen kann. Einem Einzelnen Vorwürfe zu machen, wäre für die romantische Zeit wie für die heutige, ach so vernünftige, ganz verkehrt; der Zeitgeist muß alle Schuld auf sich nehmen. Das ist wohl in Acht zu halten, denn sonst könnte einem der gerechte Zorn über dies und jenes in die Kehle steigen, während wir die Sache doch möglichst ruhig betrachten wollen. Was hilft es uns auch, uns darüber aufzuregen, daß unsere schönsten Dome, der Bamberger, der Münchner zum Beispiel, glatt ausgeräumt wurden, wie mit der Bürste einer übereifrigen Scheuerfrau? Alles was die Jahrhunderte Eigenes hineingetragen, Bilder, Denkmäler, Altäre und Kanzeln, alles warf man hinaus, weil es nicht der Bauzeit angehörte. Daß es ihr garnicht angehören konnte, da die Alten in Jahrhunderten bauten, nicht in Jahren, wie wir eilfertigen Leute, wer dachte daran?

Leichtgläubige Optimisten meinen, daß solche puristische Sünden heute nicht mehr zu befürchten seien. Leider täuschen sie sich. Die Gegenstände der